

DANIEL ILG

ZEITNEHMER

WIE ICH MEINE SPRACHE NEU ERFAND

EIN ROMAN ÜBER DAS VERSCHWINDEN DER WÖRTER

Endlich ein klarer Kopf

Die Logopädie als Schlüssel zur Sprache.

Meine Frau hat sich früh darum gekümmert, dass es nach dem Reha-Aufenthalt weitergeht. Noch während meiner stationären Therapie hat sie eine ambulante logopädische Praxis für mich organisiert – mit einem entscheidenden Kriterium: Sie sollte neben der klassischen Therapie auch digitale Unterstützung anbieten. Ich wollte täglich üben, nicht nur zweimal die Woche.

Eine Woche nach der Reha sitze ich in meinem ersten ambulanten Termin. Ich bin nervös, angespannt, zurückhaltend – und megaschüchtern, wie immer, wenn ich neuen Menschen begegne.

Ich weiß nicht, ob es eine soziale Phobie ist, aber seit meiner Kindheit brauche ich Zeit, um Vertrauen zu fassen. Ich bin unendlich dankbar, dass ich das nicht allein durchstehen muss und meine Frau die Unterhaltung übernimmt. Ich bin froh, verheiratet zu sein, in einer liebevollen Beziehung. So muss ich meine Handicaps – Aphasie, Aufmerksamkeitsstörungen und soziale Phobie – wenigstens nicht beim Speed-Dating erklären.

Die Aufgaben in der Logopädie sind anstrengend, und oft muss ich über meine Grenzen hinausgehen. Meine Frau sieht das, und ich spüre es an ihrer Körperhaltung – sie würde mir am liebsten helfen. Aber ich weiß, dass ich es allein schaffen muss. Es geht um meine Sprache.

Die Diagnose ist niederschmetternd, aber keine Überraschung. Schwere Broca-Aphasie mit Agrammatismus – eine Störung der Sprachproduktion: Ich spreche im Telegrammstil, die Grammatik fehlt. Dazu kommen phonematische Paraphasien, also Lautverwechslungen und Wortentgleisungen, die inhaltlich völlig danebenliegen. Mein Wortschatz ist stark eingeschränkt, das Sprachverständnis mittelgradig gestört, das Sprechen mit großer Anstrengung

verbunden. All das steht schwarz auf weiß – und trotzdem bin ich sprachlos.

Wir vereinbaren zwei Sitzungen pro Woche à 60 Minuten. Zusätzlich nutze ich die neolexon Aphasie-App, in der ich täglich selbstständig trainieren kann.

Heute erarbeite ich mit meiner Logopädin neue Wörter, um meinen Wortschatz zu erweitern und meine Kommunikationsfähigkeit zu verbessern. Doch meine Gedanken schweifen ab. Ich ärgere mich über mich selbst. Es ist nicht die Übung, die mich aus dem Konzept bringt – es ist die Erinnerung an den Moment, in dem ich meine Tochter enttäuscht habe.

Nach der Reha hatte meine Tochter versucht, mir beim Sprechen und Schreiben zu helfen. Mit kindlicher Entschlossenheit hatte sie Wörter auf eine kleine Tafel geschrieben, liebevoll Bilder dazu gemalt – alles, um mir die Bedeutung verständlicher zu machen. Ihre Augen leuchteten. Und ich?

Ich war überfordert. Überreizt, gestresst, ungeduldig. Ich war kein liebevoller Vater in diesem Moment, sondern ein Mann, der zu sehr mit sich selbst kämpfte, um einfühlsam zu sein. Obwohl sie alles gegeben hatte, um mir nahe zu sein. Dabei war sie es, die so sehr versuchte, stark zu sein. Mein kleines tapferes Mädchen. Ich weiß, sie hat Angst. Ich weiß, wie viel sie vermisst – dass sie sich wünscht, sich geborgen zu fühlen und mit mir über alles reden zu können. Heute werde ich mich bei ihr entschuldigen. Auch wenn ich nicht weiß, ob ich die richtigen Worte im ersten oder zweiten Anlauf finde. Aber sie soll wissen, dass sie keine Schuld trifft. Im Gegenteil: Wir werden ab sofort gemeinsam üben.

Am Abend sitze ich mit meiner Tochter auf dem Sofa, das Tablet auf den Knien, der Bildschirm leuchtet hell in den sanften Farben der App, die mir helfen soll, das

zurückzugewinnen, was ich verloren habe – meine Sprache, meine Worte, meine Fähigkeit. In der neolexon Aphasie-App gibt es vier verschiedene Übungen: Verstehen, Sprechen, Lesen und Schreiben. Meine Logopädin hat mir eine Auswahl an Übungssets zusammengestellt, die genau auf mich zugeschnitten sind – als wüsste sie, wie es sich anfühlt, wenn man ein Wort zwar erkennt, es aber nicht formen kann, wenn es irgendwo im Hals hängen bleibt wie ein Stück Brot, das man nicht schlucken kann, obwohl man weiß, wie es schmeckt.

Beim Verstehen, das merke ich schnell, bin ich genauso schnell wie meine Tochter. Ich klicke die richtigen Bilder an, ich höre ein Wort und weiß sofort, was gemeint ist – aber sobald ich es aussprechen soll, beginnt das Stolpern, die Unsicherheit, das Grübeln, als müsste ich ein Schloss knacken mit einem Schlüssel, der nicht passt: Habe ich es richtig gesagt? Habe ich es überhaupt gesagt?

Ich spreche das Wort laut aus, deutlich, in das Tablet hinein – und muss dann selbst beurteilen, ob es richtig war. Als wäre ich mein eigener Schiedsrichter, meine eigene Jury, mein eigener Lehrer mit einem rot-grünen Stift in der Hand. Die App zeigt mir kein automatisches Feedback, sondern überlässt es mir, die richtige Farbe zu wählen. Es gibt ein Ampelsystem: Grün bedeutet gut gemacht, korrekt ausgesprochen, weitermachen mit einem kleinen, stillen Triumph. Gelb bedeutet: na ja, man versteht es vielleicht, wenn man mich kennt – gerade so, wie eine Ampel, die man noch schnell überquert, obwohl man weiß, dass es Unsinn ist, bei Gelb zu rasen, und doch fühlt es sich an, als würde ich durchkommen, durchrutschen, durchschummeln. Aber Rot gibt es für mich nicht. Ich verweigere mich dem Rot, als gäbe es das gar nicht in meiner Welt – oder besser gesagt: Ich ignoriere es, wie ein Verkehrsschild, das ich nicht sehen will. Ich drücke also meistens auf Grün oder Gelb, als gäbe es keine Fehler, nur Abstufungen von „fast geschafft“.

Dann höre ich ihre Stimme – meine Tochter, die neben mir sitzt, aufmerksam und viel zu ehrlich, um mir etwas vorzumachen. „Papal“, sagt sie plötzlich, während sie mich beobachtet, wie ich das Wort „Avocado“ zum dritten Mal sage, halb korrekt, halb gepresst. Sie runzelt die Stirn, legt den Kopf leicht schräg und schaut mich mit diesem ernsten, fast schon genervten Blick an, der sagt: Ich liebe dich. Ich weiß, du bemühst dich – aber ich bin nicht blind. „Du hast es falsch gemacht“, sagt sie mit ruhiger Stimme, fast wie eine Lehrerin, dann ganz direkt, ohne Zögern: „Es muss Rot sein!“ In diesem Moment wird mir klar, dass jemand da ist, der zuhört, der mich korrigiert, der es besser weiß – weil sie mich kennt. Und weil ich noch da bin. Sprechend, übend, kämpfend, trotz allem.

Also wechsele ich schnell zur nächsten Übung in der App, diesmal zum Schreiben – eine Aufgabe, bei der ich ein Wort ergänzen soll, dem ein oder mehrere Buchstaben fehlen. Vor mir liegt ein wilder Buchstabensalat, ein scheinbar zufälliges Durcheinander aus Zeichen, die mir gleichzeitig vertraut und fremd erscheinen, als hätte jemand Scrabble gespielt und die Steine absichtlich falsch sortiert.

Es fühlt sich an wie ein riesiges Puzzle mit über fünftausend Teilen. Anfangs passen die Stücke noch mühelos ineinander, fast wie von selbst, als hätte ich das ganze Bild noch klar vor mir – doch schon nach kurzer Zeit beginnt alles schwieriger zu werden, das Bild verschwimmt, die Zuordnungen verlieren sich, und ich merke, wie ich mich in einem scheinbar unlösbaren Chaos aus Formen und Möglichkeiten verliere.

Wie bei einem echten Puzzle habe ich den Platz unterschätzt, den ich brauche. Ich breche aus meinem gewohnten Rahmen aus, brauche mehr Raum, mehr Geduld, mehr Luft. Das Puzzle ist anstrengend – nicht nur körperlich, sondern vor allem im Kopf. Jeder kennt dieses Gefühl, wenn man vor tausenden Einzelteilen sitzt und verzweifelt nach dem einen passenden

Stück sucht, das scheinbar nicht existiert. Die Vorstellung vom fertigen Bild gibt Hoffnung – aber gleichzeitig Druck, weil der Weg dorthin so mühsam, so unüberschaubar erscheint, dass man am liebsten alles vom Tisch fegen möchte, mit einem einzigen wütenden Schwung.

Ich begreife, dass ich Zeit brauche und klare Strategien. Ich darf nicht einfach losrennen, sondern muss zuerst alle Teile umdrehen, die Farben sehen, die Muster erkennen, sortieren – nach Ähnlichkeit, nach Form, nach Bedeutung. Erst dann entsteht so etwas wie Übersicht, eine Ahnung von Zusammenhang, eine erste Struktur in diesem sprachlichen Nebel.

Ich beginne, die Randteile zu trennen, die Ecken herauszusuchen, das Gerüst zu bauen. Wie beim Sprechen: Der Rahmen ist das, was ich schon kann – und innerhalb dieses Rahmens fange ich an, die leeren Stellen zu füllen. Stück für Stück. Manchmal gelingt es leicht, dann wieder verliere ich mich in einem dunklen Bereich, einer sprachlichen Nacht, in der jedes Wort gleich schwer, gleich unerreichbar wirkt.

Ich muss lernen, mich nicht zu sehr auf ein einzelnes Teil zu versteifen – nicht auf ein einzelnes Wort, einen Satz, eine Erinnerung. Denn wenn ich stur an einer Stelle bleibe, verliere ich den Blick fürs Ganze. Manchmal finde ich das fehlende Teil erst, wenn ich loslasse, mich anderen Bereichen zuwende, neu beginne – und plötzlich, fast zufällig, springt es mir ins Auge, passt ganz selbstverständlich, als hätte es nur darauf gewartet, dass ich aufhöre, zu sehr zu wollen.

Ich arbeite in kleinen Inseln – Mini-Puzzles innerhalb des großen Bildes. Jedes Mal, wenn ich so ein Teilstück vollende, erkenne ich ein Stück von mir wieder. Ein Stück Identität. Ein Stück Klarheit. Aber auch hier bleiben Lücken, Teile, die noch nicht passen, die erst später ihren Platz finden werden – wenn

ich sie nicht mehr mit Gewalt zuordnen will, sondern mit Gefühl, mit Vertrauen, mit Geduld.

Wenn ich mehrere dieser Inseln zusammensetze, beginnt das große Ganze Form anzunehmen. Ich spüre, wie sich Sprache, Sinn und Struktur langsam wieder zusammensetzen, wie das Bild meines Lebens wieder erkennbar wird – auch wenn ich weiß, dass ich noch lange nicht am Ende bin. Der letzte Teil ist oft der schwerste: die Verbindung zwischen den Inseln, zwischen den Erinnerungen, zwischen dem Alten und dem Neuen, die Brücken zwischen den Zeiten und den Versionen meiner selbst.

Und wenn ich dann, nach endlosen Stunden, nach vielen Zweifeln und Momenten des Aufgebens, endlich das ganze Puzzle vor mir sehe, bin ich stolz – nicht laut, nicht übertrieben, sondern innerlich ruhig, wie jemand, der weiß, was es ihn gekostet hat. Und dann, ganz plötzlich, rutscht mir das fertige Werk aus der Hand, fällt auseinander, explodiert vor meinen Augen wie eine Konfettikanone, die Teile fliegen durch den Raum, mischen sich mit Staub, mit Licht, mit Erinnerung – und ich weiß: Ich kann es nicht festhalten.

Aber ein Teil bleibt heil, noch verbunden wie durch ein Wunder. Ich schiebe ihn vorsichtig zurück in die Schachtel, zusammen mit all den anderen losen Fragmenten, eingehüllt in Konfetti. Und obwohl es mich traurig macht, alles wieder zu verstauen, weiß ich: Ich werde es irgendwann wieder aufbauen. Vielleicht geduldiger, erfahrener, bewusster. Und vielleicht werde ich beim nächsten Mal die schwierigen Teile ein kleines bisschen leichter finden.

Meine Gedanken kehren zu den Wörtern zurück, die ich noch lernen muss.

Für meine Tochter ist das alles kein Problem – sie schreibt das gesuchte Wort im Kopf vermutlich in weniger als einer Sekunde, während ich noch überlege, wo vorn und hinten ist.

Ich fühle mich, als hätte ich eines dieser Kinder- oder Seniorenpuzzles mit den riesigen XXL-Teilen vor mir, die eigentlich selbsterklärend sein sollten. Und trotzdem bin ich froh, dass es in der App ein kleines Hilfsblatt gibt, eine Art eingeblendete Anleitung, damit ich wenigstens eine Richtung habe, in die ich denken kann.

Das Wort, das ich schreiben soll, ist für mich ein Berg – nicht wegen der Länge, sondern wegen der Lücken, den fehlenden Buchstaben, den kleinen Stolpersteinen. Als ich den ersten Buchstaben eingebe, zu früh, zu falsch, sehe ich schon im Augenwinkel, wie meine Tochter mit den Augen rollt. Nicht böse, nicht spöttisch, aber deutlich. Dieses Augenrollen hat ein Gewicht, eine Lautstärke, ein Echo, das man wahrscheinlich bis nach Japan hören kann. Ich schäme mich ein bisschen – nicht für den Fehler an sich, sondern für das wiederholte Misslingen, für dieses Gefühl, dass ich meinen eigenen kleinen Zeh zum x-ten Mal an derselben Stelle stoße: eine Mischung aus Schmerz, Wut und Verlegenheit, weil ich es doch besser wissen müsste.

Beim dritten Versuch schreibe ich das Wort richtig. Ganz ohne Hilfe. Und auch wenn es nur ein kleines Wort ist, mit zu wenigen Buchstaben, bin ich für einen Moment stolz – während ich gleichzeitig hoffe, dass sie es nicht gesehen hat. Oder dass sie es gesehen hat, aber nicht urteilt. Doch dann legt meine Tochter den Arm um mich, einfach so, ganz selbstverständlich, ohne Worte, mit dieser Wärme, die alles sagt. Ich spüre, dass sie versteht, auch wenn sie es nicht erklären kann. Und ich nehme mir vor, beim nächsten Mal ein bisschen vorzulernen, bevor sie sich wieder neben mich setzt – damit ich mich sicherer fühle. Vielleicht sogar schneller bin. Oder wenigstens nicht wieder mit dem Zeh gegen dieselbe Stelle laufe.

Ein paar Monate später steht der letzte Termin mit meiner bisherigen Logopädin an. Mein Puls steigt. Die Frustration auch. Die Übungen sind bekannt, aber immer noch schwer. Es

geht nicht nur um Sprache – es geht um Selbstwert, um Angst, um Hoffnung. Ich bin nach wie vor schüchtern, kein Meister des Small Talk, und nächste Woche treffe ich meine neue Logopädin. Ich weiß nicht, was mich erwartet. Aber ich bin gespannt.

Wie jede Woche bringt mich meine Frau zur Therapie. Für jede Sitzung fahren wir eine halbe Stunde – einfach. Während ich übe, geht sie spazieren oder einkaufen. Sie kennt inzwischen jede Straße, jeden Weg in der Umgebung.

Ich bin nervös. Mein innerer Akku ist leer. Zu viele Gedanken. Es fühlt sich an wie ein Kater – nicht von Alkohol, sondern vom Denken. Ich bekomme Kopfschmerzen, kann mich nicht mehr konzentrieren und schalte innerlich ab. Wie ein Computer mit zu vielen offenen Programmen, der irgendwann einfach hängen bleibt und den Akku leerfrisst.

Ich steige aus dem Auto, gehe zur Praxis, stehe vor der Tür – und frage mich, was ich sagen soll. Schon vor der Aphasie fiel es mir schwer, die richtigen Worte zu finden. Jetzt ist es noch schwerer. Ich verhaspele mich, mache Fehler, benutze Wörter, die nach längerem Nachdenken keinen Sinn ergeben, und verliere den Faden.

Doch kaum sitze ich mit Vicky – Viktoria Grüner – im Raum, wird alles leichter. Von der ersten Sekunde an fühle ich mich wohl. Keine Angst. Sie begegnet mir mit Wärme und ohne Druck. Sie spricht mit mir, als sei ich nicht kaputt. Nur auf dem Weg. Plötzlich spüre ich, wie mein innerer Akku sich wieder füllt. Ganz von allein. Ich freue mich auf jede weitere Stunde. Auf jede Silbe. Auf jedes Wort, das ich zurückgewinne.

Das Ende der Aphasie ist noch nicht in Sicht. Aber irgendwo am Horizont wartet es schon – die Hoffnung. Und manchmal reicht das, um weiterzumachen.